

DIE KUNST DES LEBENS UND DIE KRAFT DES GLAUBENS

**Münstersche
Stadtpredigten
2008**

Dokumentation



Apostelkirche Münster



Evangelisches Forum Münster e.V.
Evangelische Apostel-Kirchengemeinde Münster





Wir trauern um den Vorsitzenden des *efm*, Herrn Prof. Günter Böhm, der am 24. August gestorben ist und am 1. September 2008 beerdigt wurde. Er hat das Evangelische Forum in Münster etabliert, es seit seinem Bestehen mit Weitsicht, Hingabe und Liebe geleitet und in ihm nach seiner Pensionierung ein neues zentrales Aufgabenfeld gefunden. Seine höchst erfolgreiche Arbeit fand weite Anerkennung und wurde noch zuletzt durch die Auszeichnung mit dem Förderpreis "Kreatives Ehrenamt in der Kirche" durch die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen gewürdigt.

Zu den Wendungen, die er gerne gebrauchte, gehörte die Aufforderung Hartmut von Hentigs an die Pädagogen: "Die Sachen klären - die Menschen stärken". Dieses Ziel hat Prof. Günter Böhm auch im *efm* mit besonderem Nachdruck verfolgt. Wie wichtig es ihm war, "die Sachen zu klären", lässt sich an den Programmen des *efm* aus den zwölf Jahren seines Bestehens ablesen. Sich Klarheit verschaffen, nicht belehren, sondern gemeinsam mit anderen zusammen, im Sinne einer komparativen Ethik, bessere Antworten zu suchen angesichts ambivalenter wissenschaftlicher Entwicklungen, in den Glaubensfragen, bei gesellschaftlichen Widersprüchen, im Hinblick auf das Kunstverständnis - darum ging es ihm.

Im Sinne dieses Wunsches nach Klärung und Stärkung – gerade in Glaubensfragen – gehen auch die Münsterschen Stadtpredigten auf Prof. Böhm zurück. Sie wurden 1998 im Jubiläumsjahr zum Westfälischen Frieden ins Leben gerufen und haben seitdem das *efm* treu begleitet. Daher ist diese Dokumentation der Münsterschen Stadtpredigten 2008 seinem Andenken gewidmet.

Bei aller Trauer gibt es Anlass zu Freude und Dankbarkeit. Herr Prof. Böhm hat zwei der drei diesjährigen Stadtpredigtgottesdienste miterleben dürfen. Nach dem dritten Gottesdienst hat er an der Nachlese mit allen drei Predigern teilnehmen können.

J. Heijs E. Schumacher

Zum Geleit

Liebe Leserin, lieber Leser,
liebe Freundinnen und Freunde der Stadtpredigten,

es gibt - nicht immer, aber immer wieder einmal - Predigten, die möchte man gern noch einmal hören. Oder wenigstens noch einmal nachlesen: Um sich die eine oder andere Nuance genauer anzuschauen. Weil einem auch wirklich nichts entgehen soll. Vielleicht hat man sie auch deshalb gern schriftlich, weil man sie in ein oder zwei Monaten oder Jahren noch einmal nötig haben könnte. Oder man will sie ändern zu lesen geben, weil es auch ihnen gut tun könnte.

Die drei Münsterschen Stadtpredigten 2008 sind gewiss von dieser Art. Es geht ihnen um die Einheit von Glauben und Lebenskunst. Sie sprechen in der Überzeugung, dass Glauben nicht eine Leistung neben oder über dem Leben sein soll, sondern zum guten, erfüllten, freien Leben helfen will. Die drei Predigten können Mut zum Glauben machen, denen, die neu einsteigen wollen in den Glauben, und gerade auch denen, die schon ein Leben lang Erfahrungen darin haben.

Das Evangelische Forum und die Apostel-Kirchengemeinde danken den drei Predigern Pfarrer Dr. Werner M. Ruschke, Prof. Dr. Wilfried Engemann und Rektor i.R. Pfarrer Wiegand Wagner sehr herzlich. Wir danken Prof. Engemann für die Anregung einer Predigtreihe zu diesem Lebens-Thema. Wir danken allen Musikschaffenden in den Gottesdiensten: KMD Kantor Klaus Vetter, den Mitgliedern der Kantorei an der Apostelkirche und des AChoM Altersoffenen Chor Münster sowie dem Bläserensemble an der Apostelkirche und seinem Leiter Volker Grundmann.

Professor Günter Böhm, der Vorsitzende des Ev. Forums Münster, hat sich in die Vorbereitung dieser Predigtreihe mit aller Kraft und allem Charme seiner Persönlichkeit eingebracht. Vieler Menschen Gedanken und Gebete sind in der Zeit seiner schweren Krankheit bei ihm.

Heinrich Kandzi, Pfarrer
Münster, im Juli 2008

Stadtpredigt I, Sonntag 1. Juni 2008

**Pfarrer Dr. Werner M. Ruschke,
Vorstandsvorsitzender des Ev. Perthes-Werkes**

Selbstbestimmung und Freiheit

Galater 5, 1+13f

Klaus Vetter, Orgel

Liebe Schwestern und Brüder in Christus, liebe Gemeinde!

„Selbstbestimmung und Freiheit? Danach können Sie mich in zwei Jahren fragen, dann bin ich im Ruhestand.“ So antwortete mir ein Bekannter, als ich ihn fragte, was er mit Selbstbestimmung und Freiheit verbinde. – Ein anderer meinte: „Die beiden Begriffe beinhalten ein und dasselbe. Sie erklären sich gegenseitig: Nur wer frei ist, kann selbstbestimmt leben, und nur wer über sich selbst bestimmt, lebt frei.“ – Ein dritter schließlich meinte lächelnd: „Selbstbestimmung und Freiheit kenne ich beide nicht, weil: Ich bin verheiratet.“

Selbstbestimmung und Freiheit, eine Sache des Ruhestandes? Da ist etwas Wahres dran, denn: Wer arbeiten muss, erfährt auch Fremdbestimmung und Unfreiheit. Andere bestimmen, was wann wie zu tun ist. – Diese Art von Fremdbestimmung und Unfreiheit ist mit dem Ruhestand vorbei. Andere und gewichtigere Arten hingegen bleiben: Die Abhängigkeit von der politischen Großwetterlage: Krieg oder Frieden. Von der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung: Steigerung oder Minderung des eigenen Einkommens. Von der Familie, in der ich aufgewachsen bin, von Erziehung und Bildung, von Krankheit oder Gesundheit. Und vom Erbgut, das mich zeitlebens prägt. Neuerdings behaupten einige Hirnforscher sogar, im Grunde sei das Verhalten eines jeden Menschen durch ihn nicht beeinflussbar, sondern durch biologische Prozesse vorherbestimmt. Es gäbe somit gar keinen freien Willen, und streng genommen könne ein Mensch deshalb nicht für seine Taten verantwortlich gemacht werden. – Ob das nun zutrifft oder nicht, je länger ich über Selbstbestimmung und Freiheit

nachdenke, desto deutlicher wird mir: Ich bin immer und in jeder Lebenssituation zu einem großen Teil fremd bestimmt und unfrei.

Wie verständlich ist da der Wunsch, der Traum, die Hoffnung von Ingeborg Bachmann, von der wir eben in der Lesung gehört haben: „Ein Tag wird kommen, die Menschen werden frei sein, es werden alle Menschen frei sein. ... Es wird eine größere Freiheit sein, sie wird über die Maßen sein, sie wird für ein ganzes Leben sein.“

Bis dieser Tag anbricht haben wir in Vorfreude darauf die Aufgabe, angesichts von Fremdbestimmungen und Unfreiheiten das Maß unserer Selbstbestimmung und Freiheit zu vergrößern. Wir haben diese Aufgabe deshalb, weil nach biblischem Verständnis Gott es ist, der den Menschen Freiheit schenkt und ermöglicht.

Befreiung zur Freiheit, das ist die Ur-Erfahrung Israels mit seinem Gott. Daran erinnert Gott in seinem Vor-Satz zu den Zehn Geboten: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft geführt habe.“ (2. Mose 20,2) Und dann folgen die Zehn Gebote. Sie sind Wegweiser zur Freiheit. Sie benennen Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, weil damit die Freiheiten anderer Menschen verletzt oder zerstört würden. Die Gebote Gottes begrenzen die Freiheit und eröffnen zugleich jenen weiten Raum, in dem wir in Freiheit und Verantwortung unser Leben zu gestalten haben.

Freiheit kann nur gelingen und gelebt werden, wenn ihre Grenzen anerkannt und beachtet werden. Freiheit ist nie grenzenlos, sondern immer begrenzt. Ein bedeutender Kultursoziologe (Norbert Elias) ist überzeugt, dass der Prozess der Zivilisation zur Voraussetzung hat, dass ein bestimmter „Fremdzwang“ anerkannt und übernommen wird als „Selbstzwang“. Ähnlich hat ein Philosoph (Hegel) die Freiheit bestimmt als „Einsicht in die Notwendigkeit“. Christenmenschen ist die Einsicht geschenkt in die Freiheit ermöglichende Notwendigkeit der Gebote Gottes.

Nun merken wir, dass Selbstbestimmung und Freiheit christlich verstanden doch nicht ein und dasselbe sind. Nicht wir bestimmen selbst, was Freiheit ist, sondern Gott bestimmt unseren Freiraum. Von daher ist Selbstbestim-

mung und Freiheit nur bedingt ein christliches Begriffspaar. Genauer muss es heißen: Gottesbestimmung und Freiheit.

Und wir merken, welch hohen Wahrheitsanteil jene Bemerkung meines dritten Gesprächspartners hat, er kenne weder Selbstbestimmung noch Freiheit, weil er verheiratet sei. Wer verheiratet ist oder in enger Partnerschaft lebt, der ist ja darauf bedacht, die Freiheit des anderen nicht einzuschränken, sondern zu erweitern, der erfährt in dieser wechselseitigen Abhängigkeit nicht einen Verlust, sondern einen Zugewinn an Freiheit. „Freiheit ist immer Freiheit des Anderen“, hat jemand (Rosa Luxemburg) zutreffend gesagt, und ich ergänze: Freiheit ist immer Freiheit mit Anderen, für Andere und durch Andere.

Diese Eigenart, diese eigenartige Wechselbeziehung von eigener Freiheit, die sich Gott verbunden weiß sowie zugleich der Freiheit des Mitmenschen, sie macht das Wesen christlicher Freiheit aus. Damit knüpfe ich an Martin Luther und seine bedeutsame Schrift an „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Darin sagt Luther sinngemäß: Durch seinen Glauben an Gott gewinnt ein Christenmensch innere Unabhängigkeit. Und dann wörtlich: „Ein Christenmensch ist ein völlig freier Herr über Alles und Niemandem untertan.“ Durch seine Abhängigkeit von Gott aber fühlt sich ein Christenmensch gelockt und herausgefordert zur Nächstenliebe. Darum fügt Luther sogleich hinzu: „Ein Christenmensch ist ein völlig dienstbarer Knecht und Jedermann untertan.“ Wer diese Spannung von Selbstbestimmung und Gottesbestimmung, von Freiheit und Abhängigkeit aushält und gestaltet, der lebt in der – wie Paulus (Römer 8, 21) es einmal nennt – „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“.

Was dies heißt, das hat Jesus Christus eindrücklich vorgelebt. Jesus lebt die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Jesus ist die personifizierte Freiheitsbewegung Gottes. Als Hinweis auf Gottes Freiheit befreit er Menschen von seelischen und körperlichen Krankheiten, überwindet er religiöse und soziale Barrieren, indem er Umgang hat mit Zöllnern und Sündern, indem er Menschen ihre Schuld vergibt. Wer sich auf Jesus Christus einlässt und wer sich an ihn hält, der atmet den Geist der Freiheit, der bleibt kein krummes Holz, der wird befreit zum aufrechten Gang.

Gott schenkt uns Freiheit, er mutet uns Freiheit zu und ermutigt uns, mit dieser Freiheit, mit diesem Spielraum verantwortungsvoll umzugehen. Leben aus dem Glauben heißt, sich auf das Wagnis der Freiheit für mich und für Andere vertrauensvoll einzulassen.

Das beinhaltet die Bereitschaft zum Umlernen, Umdenken und Umhandeln, etwa im Bereich der Diakonie. Lange, lange Zeit haben wir in der Diakonie gemeint, wir Helfer wüssten am Besten, was für die damals sogenannten „Zöglinge“ und „Insassen“ unserer Einrichtungen am Besten sei. Die Diakonie ist gerade erst dabei, ihre jahrzehntelange Schuldgeschichte aufzuarbeiten. Im Bereich der Jugendhilfe berichten alt gewordene Betroffene nach langem Schweigen, wie sie seinerzeit drangsaliert und unterdrückt wurden, wie sie unter freiheitsentziehenden Maßnahmen gelitten haben. Ähnliches gilt für den Bereich der Nichtsesshaftenhilfe.

Im Bereich der Behindertenhilfe und der Altenhilfe sind wir erst seit etwa 25 Jahren dabei, den Willen der unmittelbar Betroffenen gezielt zu erfragen und zum Maßstab für unser diakonisches Handeln zu machen. Mühsam etwa haben wir gelernt, dass auch behinderte Menschen einen Anspruch auf Sexualität haben. Mühen bereitet es in der Altenhilfe, die Dienstpläne so zu gestalten, dass nicht die Interessen der Mitarbeitenden, sondern die der betreuten Menschen an erster Stelle stehen. Es ist nach wie vor nicht überall üblich, in Altenheimen die Essenspläne und –zeiten mit den Bewohnerinnen und Bewohnern abzustimmen. Und sehr mühsam erlernen wir die Sprache von dementen Bewohnerinnen und Bewohnern, um sie als eigenständige Persönlichkeiten mit ihren Wünschen ernst zu nehmen. – Freiheit in diesem Sinne zu gestalten, ist mühsam, dazu braucht es viel Kraft und Mut; Freiheit ist auch in diesem Sinne eine Zumutung.

Vor zwanzig Jahren habe ich in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel gearbeitet. Neben meiner eigentlichen Tätigkeit war ich an einem Nachmittag in der Woche in einem der Bethel-Häuser als Seelsorger tätig. Mein Haus war Siloah mit mehrfach-schwerstbehinderten Bewohnerinnen und Bewohnern. Viele von ihnen waren orientierungslos. Wenn sie ohne Begleitung außer Haus waren, wussten sie bald nicht mehr, wo sie sich befanden, liefen ängstlich und hilflos umher. Um ein unbegleitetes Herauslaufen zu verhindern, waren die Türen zu den Wohnbereichen ständig abgeschlossen.

Einer der Bewohner, der noch über ein gewisses Orientierungsvermögen verfügte, wartete nun geradezu darauf, dass jemand vergaß, die Türen abzuschließen. Dann nutzte er die Gelegenheit zur Flucht und versteckte sich irgendwo draußen, und die Mitarbeitenden hatten viel Mühe, ihn zu finden. Da hatte eine junge Mitarbeiterin die ungewöhnliche und kühne Idee: Wir geben diesem Bewohner einen eigenen Schlüssel und schauen einmal was passiert. – Weil die Freiheitsbeschränkung diesen Bewohner nicht am Fortlaufen hindern konnte, versuchte man es nun mit einer Freiheitseröffnung. Und siehe da, von Stund an ist er nie wieder geflohen, um sich zu verstecken. Wenn ihm danach war, öffnete er die Tür und ging vors Haus, um nach einem Spaziergang wieder zurückzukehren. Zumeist erwartete er mich an meinem wöchentlichen Siloah-Tag vor dem Haus, schloss mir die Tür auf, und wenn ich ging, schloss er sie wieder hinter mir zu. Wenn man ihn länger kannte, konnte man sein Sprechen verstehen. Einmal erklärte er mir in der ihm eigenen stockenden Sprechweise: „Pastor Ruschke, ich schließe deshalb hinter Dir zu, weil Du es ja vergessen könntest. Und dann laufen die Bewohner nach draußen und bekommen Angst und müssen gesucht werden.“

Freiheit ist zugetraute und zugemutete Freiheit. Gott traut uns zu, dass wir mit der uns geschenkten und ermöglichten Freiheit angemessen für uns und Andere umgehen.

Diese Dialektik ist nach christlichem Verständnis der Kern von Selbstbestimmung und Freiheit. Wer sich in der Kraft des Glaubens auf diese Freiheit einlässt, der erlernt die Kunst des Lebens. All das ist Inhalt von christlicher Freiheit, die Paulus in Galater 5 (1+13f) so beschreibt:

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen! Ihr aber seid zur Freiheit berufen. Allein seht zu, dass ihr durch die Freiheit nicht euren sündigen Neigungen Raum gebt; sondern durch die Liebe diene einer dem andern.“

Amen.

Stadtpredigt II, Sonntag 8. Juni 2008

**Prof. Dr. Wilfried Engemann, Münster,
Ordinarius für praktische Theologie an der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster**

Leben aus Liebe und in Freiheit

Über die Bedeutung des Glaubens für unser Lebensgefühl

Bezugstext: Johannes 4,1-42

Altersoffener Chor Münster, AChoM

Leitung: Klaus Vetter

Klaus Vetter, Orgel

1. PROLOG: GLAUBEN – EIN GUTES GEFÜHL FÜR DAS EIGENE LEBEN

Die am häufigsten gestellte Frage ist die Frage nach unserem Ergehen. Wo immer sich Menschen begegnen und sich grüßen, ist Zeit für diese anscheinend wichtige Frage: „Wie geht es dir?“

Diese Frage betrifft nicht nur unseren Gesundheitszustand oder unsere geistige Tageskondition, sondern ganz allgemein unser Lebensgefühl. Von diesem Gefühl hängt es nämlich ab, wie wir uns in unserem Leben *überhaupt* fühlen, ob wir es schätzen oder ob wir es leid sind, ob wir leidenschaftlich leben oder ob wir uns wie in einer fremden Welt vorkommen – als wären wir sozusagen nur zu Besuch in unserem Leben. Unser Lebensgefühl spielt also eine entscheidende Rolle bei der subjektiven Bewertung unseres Lebens. Es ist eine Art „gefühltes Fazit“ im Blick auf unser Dasein. Ob wir es gut finden oder schlecht, wird in unserem Lebensgefühl manifest.

Deshalb ist uns unser Lebensgefühl auch nicht gleichgültig. Im Gegenteil: Alles, was wir tun und lassen, alles was durch uns oder mit unserer Beteiligung geschieht, soll sich natürlich auch positiv auf unser Lebensgefühl auswirken. Das setzt voraus, dass wir gern tun, was wir tun, dass es unserem Willen entspricht, dass wir es aus Liebe tun, leidenschaftlich – jeden-

falls nicht gegen besseres Wissen oder gegen unsere Überzeugung oder aus Angst. Wir wissen, dass sich unser Lebensgefühl dann prompt verschlechtert.

Es ist kein Zufall, dass die Frage nach dem Ergehen in unseren Begrüßungsritualen immer wieder aufscheint – auch wenn wir auf die Frage „Wie geht’s?“ in der Regel keine ausführliche Schilderung einer momentanen Befindlichkeit erwarten; wir sind eher überrascht, wenn jemand den Hintersinn dieser Frage ernst nimmt und die Gelegenheit nutzt, sich einmal auszusprechen.

„Wie geht’s dir mit deinem Leben?“ Diese Frage hat eine scheinbar passive Komponente: „Wie geht es dir?“ Das hört sich so an, als komme unser Leben halt einmal *so* und einmal *so* daher, was dann dazu führte, dass es uns einmal *so* und einmal *so* erginge. „C’ est la vie“, sagt man in Frankreich. „Das ist das Leben!“ Es kommt wie’s kommt. Dabei wissen wir *schon*: Unser Lebensgefühl ist kein Sechser im Lotto; es hängt in starkem Maße auch von uns ab – davon zum Beispiel, wie wir auf bestimmte Lebensumstände reagieren, sie mögen sein, wie sie wollen. Sogar im Gefängnis können Menschen sich in ihrem eigenen Leben gut fühlen, zu Hause sein, große Freiheit erfahren und tiefe Liebe empfinden – wie der Brief von Paulus an die Philipper oder die Briefe aus dem Gefängnis von Rosa Luxemburg zeigen.

Nun könnte man sagen: Rosa und Paul haben ja schließlich ihren Glauben. Aber so einfach ist es nicht. Viele Menschen, die von sich sagen können, zu glauben, können nicht zugleich von sich sagen, dass sie gerne lebten oder ein gutes Lebensgefühl hätten. Oftmals scheint der Glaube – etwa an ein *späteres* besseres Leben – geradezu ein erhoffter Ersatz für ein sich *heute* gar nicht gut anfühlendes Leben zu sein.

Es hängt für unser Daseinsgefühl anscheinend einiges davon ab, ob wir uns – soweit wir über unseren Glauben überhaupt nachdenken – einen Glauben aneignen, der uns darin unterstützt, leidenschaftlich zu leben, oder ob wir uns mit einem Glauben herumschlagen, der sich auf das Für-Wahrscheinlich-Halten möglichst unwahrscheinlicher Dogmen beschränkt, die für unser Lebensgefühl gar nichts abzuwerfen scheinen – oder an denen unser Lebensgefühl sogar Schaden nehmen kann.

In der Glaubens- und Theologiegeschichte des Christentums hat es immer wieder Phasen gegeben, wo das Festhalten an Gewissheiten und Wahrheiten zum Kern des Glaubens erklärt wurde. Die Bibel erzählt aber wesentlich vielfältiger vom Glauben, und sie erzählt so vom Glauben, dass der Glaube niemals als Selbstzweck oder ideologisches Besitztum einer religiösen Gruppe erscheint. Es geht beim Glauben erst recht nicht um eine Kultivierung letzter oder ewiger Gewissheiten, die man hat, um sich von anderen zu unterscheiden, die diese Gewissheiten nicht teilen. Der Glaube steht immer im Dienste des Lebens jetzt und hier. Er ist Mittel zum Zweck. Er soll Menschen bei der Aneignung ihrer Freiheit beistehen und sie zum Gewähren und Empfangen von Liebe befähigen. Der Glaube soll Menschen darin unterstützen, ein gutes Gefühl für ihr Leben zu entwickeln, sich dem Leben ganz zuzuwenden, es lieben zu können und sich in dieses Leben ohne Angst hineinzuworfen.

Dazu wird uns im 4. Kapitel des Johannesevangelium eine bemerkenswerte Geschichte erzählt:

2. EIN GESPRÄCH ÜBER DIE RÜCKKEHR INS LEBEN

Auf dem Rückweg von Judäa nach Galiläa kommt Jesus mit seinen Jüngern – so wird erzählt – um die Mittagszeit in die Nähe der samaritanischen Stadt Sychar (unweit der heutigen Stadt Nablus). Erschöpft setzt er sich am Jakobsbrunnen vor den Toren der Stadt nieder. Während seine Schüler in der Stadt Lebensmittel besorgen, kommt eine Frau zum Brunnen, um Wasser zu holen. Um diese Zeit, in der größten Hitze des Tages, holt man eigentlich kein Wasser, es sei denn, man will dort niemanden treffen und mit sich allein sein. Die Frau hat ihre Gründe. Ihr Leben ist ihr fremd geworden; es fühlt sich wirklich nicht gut an: Sie ist nicht mehr Herrin im eigenen Haus. Sie wurde ausgenutzt und fristet ihr Dasein als Nebenfrau, Geliebte und Mädchen für alles – alles in einer Person.

Aber nun sitzt da einer – und verwickelt sie auch noch in ein Gespräch. Warum hält er nicht einfach den Mund!? Schließlich gelten die Beziehungen zwischen Juden und Samaritanern als vergiftet; daran kann man sich doch halten! Wieso ignoriert er alle Tabus und bittet nun auch noch um Wasser? – Das fragt sich die Samaritanerin und hält es ihm vor. „Es geht ja auch nicht nur um Trinkwasser, wenn wir beide hier miteinander reden“,

entgegnet Jesus vieldeutig. „Mir jedenfalls geht es darum, dass Menschen nicht an Lebensdurst zugrunde gehen, dass sie nicht auf die Erquickungen verzichten, die mit Freiheit und Liebe einhergehen. Mehr noch: Ich bin überzeugt, dass du jemand bist, aus dem Lebenswasser für andere hervorzquellen kann, und dass du jemand sein kannst, der sich dabei selber seines Lebens freut. Willst du?“

Es ist fast wie etwa 1750 Jahre zuvor, bei der Brautwerbung für Jakob; da kam schon einmal eine Frau an diesen Brunnen und wurde plötzlich von einem Fremden angesprochen. Und es ging auch um Liebe und Freiheit. – „Willst Du?“, klingt es ihr noch im Ohr. Natürlich will sie! Aber statt ihr nun weiterzuhelfen, bittet er sie, sie möge ihren Mann herzuholen. Das bringt sie in Verlegenheit; denn da kommen mehrere Männer in Betracht. Und was soll diese Frage überhaupt!? Sie vermutet natürlich, dass etwas mit ihrer Frömmigkeit nicht stimmt und fragt zögernd zurück, ob man sich – um auf die richtige Weise religiös zu sein und um an solches Lebenswasser heranzukommen – an bestimmte Kultorte halten muss. Jesus verneint diese Frage und hält ihr entgegen: „Das spielt keine Rolle, wenn nur dein Glaube vom Geist der Freiheit und der Liebe bestimmt ist. Deswegen habe ich dich an deine Männer erinnert, an deine Unfreiheit, an deinen Mangel an Liebe, an dein taubes Lebensgefühl.“

Das Gespräch ist noch nicht zu Ende, da spürt diese Frau, dass ihr Leben sich schon etwas anders anfühlt als zuvor. Sie freut sich, dass sie da ist. Sie sieht eine Zukunft für sich, sie spürt, wie sich ihr Leben wieder nach vorn hin öffnet. Ihre Neugier erwacht. Die Aufmerksamkeit, mit der sie auf ihr eigenes Leben angesprochen wurde, tut ihr gut. Als sie vom Brunnen weggeht, ist es ihr, als würde sie erste Schritte in die Freiheit tun; und sie kann sich selbst wieder leiden. Ihre verloren gegangene Selbstliebe wurzelt wieder.

Der Rest ist schnell erzählt: Sie kehrt nach Hause zurück. Das heißt – zu Hause hält sie es vor Glück nicht aus. Sie wirft sich in ihr Leben, indem sie auf die Straße geht und zur Botin eines leidenschaftlichen Lebens wird. Sie geht bei ihren Nachbarn vorbei und ruft ihnen zu: „Beeilt euch! Da draußen am Brunnen vor dem Tore sitzt einer und eröffnet Einsichten in eine menschliche Religion – und in einen Glauben, der zu einem Leben in Frei-

heit und Liebe befähigt. Das muss der Christus sein.“ Sie weiß vor überströmender Freude und Lebenslust nicht, wohin.

3. FREIHEIT UND LIEBE ALS BEWEGGRÜNDE DES LEBENS

Was ist hier eigentlich geschehen? Das Lebensgefühl dieser Frau hat sich grundlegend verändert. Ihr Glaube hat sich verändert – und ihr Verständnis von Religion. In der Geschichte von der Begegnung zwischen der Samaritanerin und Jesus wird erzählt, dass Religion und Glaube für das Leben da sind, und dass nicht umgekehrt das Leben im Dienst des Glaubens steht. Sogenannte wahre Religion, wahrer Glaube, erweisen sich darin als wahr, dass sie einem dabei helfen, ins eigene Leben hinein zu kommen, dass sie am Leben halten – dass sie lebensdienlich sind. Und lebensdienlicher Glaube ist nur solcher Glaube, der in die Freiheit führt und zur Liebe befähigt.

Dieser Glaube wird von Johannes, dem Evangelisten, deshalb mit Wahrheit gleichgesetzt, weil er die Menschen, die ihn haben, in der Freiheit bewahrt und in der Liebe hält. Nur der Glaube, der den Menschen in diesem Sinne wahrhaft, ist wahrer, das heißt wahrer Glaube. Wahrheit hat mit Wahren und Bewahren zu tun; deshalb braucht niemand seine Wahrheit zu fürchten. Und deshalb ist auch diese Frau durchaus nicht frustriert, als sie im Gespräch mit ihrer Wahrheit konfrontiert wird.

Dass es bei dieser Wahrheit vor allem um Erfahrungen mit der Freiheit und mit der Liebe geht, ergibt sich zunächst aus der Geschichte selbst: Was jene Frau bedrückt, sind Erfahrungen der Unfreiheit einerseits und Erfahrungen von verweigerter, entzogener oder zerstörter Liebe andererseits:

Was ihre Unfreiheit betrifft: Das Leben, das sie lebt, stimmt nicht überein mit dem Leben, das sie sich wünscht; sie hat sich – sei es aus Angst, auf Drohungen hin oder aus Bequemlichkeit – auf Lebensverhältnisse eingelassen, in denen sie sich als unfrei erfährt. Sie sagt ihren Männern etwas anderes, als sie denkt; und sie tut Dinge, die sie eigentlich nicht will. Sie *wird* gelebt. Sie ist in ihrem eigenen Leben nicht mehr zu Haus. Vielleicht ist das die intensivste Form der Unfreiheit, die ein Mensch erfahren kann.

Und dann sind da ihre eigentümlichen Beziehungen, in denen das wechselseitige Gewähren und Empfangen von Zuwendung zum Erliegen gekommen ist – die Liebe als die wichtigste Ressource des Menschen. „Liebe“ kann sich in allen möglichen Formen sozialer Zuwendung äußern, durch die Menschen Aufmerksamkeit und Wertschätzung erfahren und gewähren: Durch Beziehungen zu Kollegen, zu Freunden, zur Familie, zum Partner. Im Leben dieser Frau, die sich durch menschenleere Straßen auf den Weg zum Brunnen macht, herrscht Einbahnverkehr: Sie gibt alles und es kommt nichts zurück. Und das Traurigste daran: Sie kann sich auch selbst nicht mehr lieben. Sie hat den Respekt vor sich selbst verloren. Anfangs hat sie sich noch gefragt, wieso sie das eigentlich mitmacht mit all diesen Kerlen. Es ist jetzt schon der sechste. Doch irgendwann hat sie angefangen, deren Gerede zu glauben: „Du taugst halt nichts!“ In dieser Haltung begegnet sie diesem Mann am Brunnen. Es könnte der siebte werden, denkt sie für einen Moment, aber dann sagt sie nur: „Wieso redest du überhaupt mit mir. Ignorier’ mich einfach. Ich bin gleich wieder weg.“

Aber wir müssen hier gar nicht weiter spekulieren. Da kennen wir uns ja selber aus: Die Probleme, deretwegen Menschen Beratungsstellen aufsuchen oder Seelsorge in Anspruch nehmen, die Schwierigkeiten, die auch unseren eigenen Alltag und unsere Biographie am stärksten beeinflussen, und unser Lebensgefühl entscheidend mitbestimmen, haben mit Erfahrungen zu tun, in denen es um Einschränkungen unserer Freiheit oder um die Gefährdung oder den Verlust von Liebe geht. Und wir können dauerhaft weder auf das eine noch auf das andere verzichten, weil uns unser Leben sonst nicht als lebenswert erscheint und wir das Gefühl für unser Leben verlieren.

Mit der Freiheit kommt das Grundgefühl der Weite in unser Leben, die innere Gewissheit, dass uns in unserem Leben etwas erwartet, dass es hinterm Horizont weiter geht, dass unser Leben nicht stagniert, dass uns viele Wege offen stehen, dass unsere Lebensumstände, wie sie sich uns zur Zeit auch darstellen mögen, nicht eingefroren sind.

Und mit der Erfahrung, dass wir Zuwendung gewähren und empfangen können, kommt Tiefe in unser Leben; ein Leben ohne solche Begegnungen, in denen wir Anerkennung erfahren – und erleben, dass wir erwünscht und gewollt sind und erwartet werden und in dem wir selber spüren, wie

schön es ist, etwas mit anderen zusammen zu tun, uns hinzugeben, zu lieben – ein Leben ohne alles das wäre ein flaches Leben, in das man sich einfach nicht hineinwerfen kann, ohne sich fürchterlich weh zu tun. Deshalb ist es verständlich – und in gewissem Sinne „natürlich“, das heißt auf die Natur des Menschen abgestimmt –, dass Jesus die Erfahrung gewährter und empfangener Liebe zum wichtigsten Punkt seiner Religion erklärt. Und dass er behauptet, dass Gott in dieser Sache auch nur ein Mensch ist – bzw. dass es dem Menschen in dieser Sache wie Gott geht.

4. DIE SELBSTLIEBE ALS QUELLE LEBENDIGEN WASSERS?

Die Liebe als das höchste Gebot einer Religion? Also geht es beim Glauben doch wieder nur um etwas Schwieriges, was wir eigentlich nicht gut können – aber worum wir uns als Christen trotzdem kümmern müssten? Ohne Aussicht auf Erfolg? Um etwas also, was uns unser Lebensgefühl letztlich doch nur verderben kann? Das ist ja gerade die allseits gefürchtete und doch allenthalben kultivierte Sisyphusarbeit vieler frommer Menschen, dass sie sich enorm anstrengen, um den Ansprüchen ihrer Religion gerecht zu werden, ohne selbst etwas davon zu haben, um sich dann im Gottesdienst auch noch sagen lassen zu müssen, es sei immer noch zu wenig. Wie soll da Leidenschaft aufkommen für das eigene Leben?

Das ist der Erfahrungshintergrund jenes Pharisäers, der Jesus – wie wir in der Evangelienlesung¹ gehört haben – mit der Frage konfrontiert, was denn nun das Wichtigste an seinem Verständnis von Religion sei. Wir haben die Antwort noch im Ohr: Gott und den Nächsten lieben – und dabei den Maßstab der Selbstliebe zugrunde legen. Es gibt kein höheres Gebot.

Dass der Pharisäer sofort und anscheinend erleichtert zustimmt, hängt damit zusammen, dass ihm endlich etwas nahegelegt wird, was ihn *nicht* überfordert, etwas worauf er sich versteht: Auf die Liebe und die Selbstwertschätzung. Das mittelalterliche Dogma über den permanent in sich selbst verkrümmten Menschen, der von sich aus *nicht* lieben kann und so lange zu einer skrupellos egomanischen Existenz verdammt ist, bis er sich endlich zum christlichen Glauben bekehrt, ist ihm noch fremd. Er bedarf auch noch keiner Aufklärung seitens der modernen Neurobiologie, die nachzuweisen vermag, dass die Erfahrung von geschenkter und gewährter

1 Vgl. Mk 12,28-34.

Liebe – ja, allein schon die *Aussicht* auf diese Erfahrung – die stärkste Motivation des Menschen ist. Und er braucht auch noch keine Nachhilfe in Fragen der Selbstliebe; denn die galt zu seiner Zeit als eine selbstverständliche, hochgeschätzte Tugend und Kunst.

Wir haben da als Christen so einiges im Gepäck, vor allem im Blick auf die in der Frömmigkeitsgeschichte unserer Religion verbreitete Diffamierung der Selbstliebe, gepaart mit einer Pseudokultur der Selbstvergessenheit, die in scheinbar schönen Sätzen Irrlehren über den Menschen und den Sinn der Nachfolge in Umlauf gebracht hat: „Nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe. ...“ Na schön, aber nicht einmal Gott mutet sich das zu, nach allem, was man sich so von ihm erzählt innerhalb und außerhalb der Bibel. Und *wir* wollen von solchen Maximen unser Lebensgefühl bestimmen lassen?

Fühlt sich diese Haltung nicht schrecklich an, die wir einnehmen, wenn wir sagen, gut und gerne auf Zuwendung verzichten zu können, da wir sie ja sowieso nicht verdient hätten? Gehen wir in Sachen Nächstenliebe wirklich gern in die Vorleistung, weil Menschen – die anderen natürlich – das so nötig haben? Und wie fühlt es sich an, sich immerzu sagen zu müssen, bestenfalls *trotzdem* geliebt zu werden, weil ein ehrlicher Christ, Sünder von Natur, *an sich* nichts Liebenswertes finden könne? Wie stünde es um ihr Lebensgefühl, wenn Ihnen ihr Partner gestehen würde, dass er Sie nur „trotzdem“ liebte, da Sie *an sich* nichts Liebenswertes hätten. ... Sehen Sie: Und Gott trauen sie das zu? Jemanden, der einen nur „trotzdem“ liebt, den kann man letztlich nicht wirklich lieben. Dem kann man auch nicht glauben. Den wird man im Grunde seines Herzens dafür hassen – was nicht gerade zur Steigerung eines guten, vertrauensvollen Lebensgefühls beiträgt.

Wir leben in einer Zeit, in der die Beziehungsprobleme, mit denen sich Menschen konfrontiert sehen, in starkem Maße mit einer verloren gegangenen Selbstliebe zusammenhängen. Viele Menschen sind ohne Rücksicht auf sich selbst bereit, alles Mögliche zu tun, um einen Job zu ergattern und dadurch Anerkennung zu erfahren; und die, die Arbeit haben, sind willens, ihre Belastungsgrenzen zu ignorieren und sich den Zwängen anonymer technokratischer Verwaltungsapparate zu opfern. Jeder von uns, so denke

ich, könnte eigene Versionen einer vernachlässigten Selbstliebe hier anfügen.

Nachdem die Version der Samaritanerin zur Sprache gekommen ist, richtet sie eine seltsame Bitte an Jesus: „Kannst du“, fragt sie ihn, „die Quelle des Lebens, von der du sprichst, nicht in mich hinein verlegen, damit ich nie wieder diesen elenden Durst verspüren muss, den alle Brunnen der Welt nicht stillen können?“ – Jesus entgegnet ihr: „Da hast du etwas Wichtiges erkannt: Es kommt nicht auf das Aufsuchen der richtigen heiligen Orte an, sondern – bildhaft ausgedrückt – du kannst von der in dir selbst verlegten Quelle der Liebe schöpfen, die aber ohne Selbstliebe nicht anzuzapfen ist.“ – Aber das ist ja nun Geschichte. Die Quelle hat zu sprudeln begonnen. In diesem Gespräch ist etwas geschehen. Jesus hätte an dieser Stelle auch einen seiner Lieblingssätze sagen können: „Dein Glaube hat dir geholfen! Dein Vertrauen, dich den anderen und Gott zuzumuten so wie du bist, in der Überzeugung, dass das *keine* Zumutung ist.“

Glauben heißt dann auch, darauf zu bestehen oder darum zu ringen, aus einer Beziehungswirklichkeit heraus zu leben, in der ich mich ganz dem anderen zuwenden kann, ohne mir dabei den Rücken zuzukehren, in der ich ganz bei dem andern und ganz bei mir selbst sein kann. Der vielzitierte Glaubenskampf ist dementsprechend kein Um-Sich-Werfen mit Satzwahrheiten; er betrifft das Eröffnen, Bleiben, Pflegen und leidenschaftliche Verteidigen der Beziehungen, in denen wir Liebe gewähren und empfangen.

5. FREIHEIT ALS ZIEL DER NACHFOLGE

Das alles gilt in entsprechender Weise für den Erfahrungsbereich der Freiheit, sowohl im Blick auf die Hypothesen eines leidenschaftlichen Lebens als auch hinsichtlich der Funktion unseres Glaubens.

Der christliche Freiheitsbegriff ist immer wieder auf die Freiheit von Sünde, Tod und Teufel fixiert worden, bestenfalls noch auf die Freiheit von *Schuldgefühlen*. Seit der Reformation sind die Wünsche und das Wollen eines Menschen aus dem Freiheitsbegriff weitgehend herausdividiert worden; und es gilt geradezu als Zeichen christlicher Nachfolge, etwas zu tun, was man an und für sich nicht will – sich also selbst zu übergehen. Ein gutes Lebensgefühl, dem wir vielleicht sogar das Prädikat „glücklich“ ver-

leihen, hängt aber nun einmal davon ab, dass unser Tun dem entspricht, was wir wirklich für erstrebenswert halten, und dass unsere Entscheidungen in einem Zusammenhang stehen mit dem, was uns im Innersten bestimmt und bewegt. Nur dann können wir leidenschaftlich dabei sein.

Denn was wir nur tun, weil uns nichts anderes einfällt, tun wir aus Verlegenheit oder vergessen es u. U., bevor wir dazu kommen, es zu tun. Was wir tun, obwohl wir zu dem Urteil gelangt sind, dass dieses Tun nicht zu unserem Denken und Empfinden passt, tun wird mit dem Gefühl eines Zwangs oder mit dem dumpfen Gefühl des Befremdens – so als wären nicht wir es, die das tun. Was wir nur deshalb tun, weil es uns als vernünftig erscheint, tun wir immerhin mit Bedacht. Aber was wir tun, weil es uns im Innersten dazu bewegt und unserer Überzeugung entspricht, dem geben wir gern die ganze Kraft unseres Willens, tun es leidenschaftlich – und erfahren uns dabei als freie Menschen.

Dieser Zusammenhang soll durch den Glauben nicht außer Kraft gesetzt und einem imaginären Willen Gottes geopfert werden. Ein Glaube, der unsere Freiheit stärken soll, muss sich auch in existenzbestimmenden Gefühlen äußern, die unser Wollen, Entscheiden und Handeln begleiten. In den Glaubensgeschichten des Alten und Neuen Testaments wird die Lebenstauglichkeit des Glaubens gerade daran festgemacht, ob dieser Glaube auf die Erfahrung der Freiheit durchschlägt, sich also in befreienden Gefühlen äußert oder nicht: Wenn Glaube mit einem Verantwortungsgefühl verbunden ist und einen Menschen dazu befähigt, sich ein eigenes Urteil zu bilden und sich daran zu binden; wenn Glaube im Gefühl der Hoffnung und des Mutes Gestalt gewinnt und ein Mensch sich in eine eigene Entscheidung hineinstellen kann, wenn sich Glaube im *Gefühl der Dankbarkeit* äußert und zu leidenschaftlicher Hingabe führt, wenn Glaube eine Spur hinterlässt im Erwartungsgefühl eines Menschen und ihn neugierig macht auf sein Leben – dann erst kann uns dieser Glaube auch auf dem Weg in ein leidenschaftliches Leben begleiten.

Die samaritanische Frau hat schnell verstanden, dass der Weg der Nachfolge mitten in das eigene Leben hineinführt und keine Konkurrenzveranstaltung zu einem leidenschaftlichen Leben ist. Sie schließt sich der Wandergruppe der Jüngerinnen und Jünger Jesu nicht an; sie geht in ihr Leben zurück und ordnet es neu. Sie kommt endlich in ihrer Gegenwart an; sie

sehnt sich weder nach früheren Zeiten, noch muss sie gedanklich in die Zukunft flüchten, um die Gegenwart zu ertragen. Die Gegenwart ist wieder ihre Zeit. Sie ist wieder ganz da. Die Leidenschaft ist in ihr Leben zurückgekehrt. „Ihr Glaube hat ihr geholfen!“

Kleinglaube ist demnach nicht das Gegenteil einer protzender Gewissheit, die bereit ist, gegen die Naturwissenschaften zu wetten. Kleinglaube ist das Misstrauen in den eigenen Glauben mit seinen vorsichtigen Ahnungen, zarten Hoffnungen und seiner manchmal noch zögernden Vorfreude.

Also lassen Sie sich Ihren Glauben nicht klein reden. Und glauben Sie nichts, was Sie weder in der Liebe hält noch in der Freiheit bewahrt. Machen Sie sich nicht einen Glauben zu eigen, der Ihnen nicht zutraut, Liebe zu schenken und zu empfangen, oder der Ihnen das Recht verweigert, mit jedem Schritt, den Sie aus Glauben tun, einen Schritt in die Freiheit zu gehen. Andernfalls fallen Sie nicht vom Glauben ab; sondern ein solcher Glaube fällt – hoffentlich – von Ihnen ab.

Amen.

Stadtpredigt III, Sonntag 15. Juni 2008

**Pfarrer Wiegand Wagner, Loccum
Rektor i.R. des Pastoral-Kollegs Loccum**

Gelassenheit und Freiheit

Bläserensemble an der Apostelkirche
Leitung: Volker Grundmann
Klaus Vetter, Orgel

Liebe Gemeinde in Münster!

Mit der Einladung zu diesem Gottesdienst und damit, dass Sie hier sind, haben wir die Aufgabe übernommen, *Gelassenheit und Freiheit* in den Mittelpunkt dieses Gottesdienstes zu stellen. Ich schlage Ihnen einen Weg vor, den wir dazu gehen können.

Ich stelle Ihnen zunächst den Menschen vor, der das schöne Wort Gelassenheit in unsere Sprache gebracht hat – Meister Eckart und seine Welt. Und dann schauen wir gemeinsam, wie es sich mit der Gelassenheit heute verhält, in unserer Sprache, in unserer Welt. Und zuletzt werden wir ein kurzes Wort aus dem heutigen Predigttext auf die Probe stellen, ob das alles auch etwas mit Freiheit zu tun habe, was wir tun und lassen.

Rö 21: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern überwindet das Böse mit Gutem.

In der Zwischenzeit singen wir zwei Strophen von einem Meister der Gelassenheit, der diese Lebenskunst erprobt hat: Gerhard Tersteegen.

Also schauen und hören wir auf Meister Eckart und seine Welt:

„Wenn ich predige, so pflüge ich zu sprechen von der Abgeschiedenheit und dass der Mensch frei werden soll, seiner selbst und aller Dinge. Zum zweiten, dass man wieder eingebildet werden soll in das Ein-

fache, das Gott ist. Zum dritten, dass man des großen Adels gedenken soll, den Gott in die Seele gelegt hat, dass der Mensch so auf wunderbare Weise zu Gott kommt. Zum vierten, vom dem Licht göttlicher Natur, was Gottes Glanz sei, das ist unaussprechlich. Gott – ein Wort. Ein ungesprochenes Wort.“

Vierfach getroffen. Wer so spricht, Eckart, das ist ein Meister des Wortes und des Gedanken. Meinen wir nicht, dass „Meister“ nur ein Lob sein soll, es ist der Gelehrtentitel, den der Professor der Theologie und Philosophie in Paris, Straßburg und Köln führte und der ihm in verschiedenem Sinne geblieben ist.

Unterwegs zwischen Paris, Thüringen, Straßburg und Köln leider auch Avignon – zu Fuß! – wechselt er die Aufgaben eines Gelehrten und eines Ordensbeauftragten als Generalvikar mit der Praxis von Aufsichts- und Reformaufgaben. Ein Prediger – nicht nur nach seiner Beschäftigung, sondern auch seinem Orden nach, dem Predigerorden des heiligen Dominikus. Das waren Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten in den boomenden Städten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in Zeiten von Unruhe, schwersten Krankheiten und großen wirtschaftlichen Brüchen mit Wissenschaft und Seelsorge die unsicher gewordene Kirche zusammenzuhalten. – Noch war nicht die Zeit, in der diese Brüder die Ketzerverfolgung zu ihrer Hauptaufgabe gemacht haben.

Und wenn der Magister am wissenschaftlichen Arbeitstisch mit den Gelehrten Magistri Europas, christlichen wie auch islamischen, korrespondiert und diskutiert, wenn er in aller Kollegialität auch dem Obermagister Thomas, dem von Aquin widerspricht – in Straßburg und Thüringen und in Köln predigt er Menschen in deutsche Sprache. Es sind meist Frauen, die in dieser Zeit in großer Zahl in die Klöster oder in weltlich-kommunitäre Gruppen eintreten, um frei zu sein, für Berufe, soziale Arbeit und gelassene Ruhe. Frei vor allem auch von den Autoritäten der Väter und Brüder und sonstiger Obrigkeiten geistlicher wie weltlicher Art.

Ihnen predigt der gläubige Magister, was er denkt. Ihnen sagt der Gelehrte mühsam in der Volkssprache, was er glaubt. Er predigt Gelassenheit. In seiner Sprache klang es neu *gelaassenheit*, wie es die Schwaben heute noch sprechen. Wir hörten davon eben: dass der Mensch frei und ledig

werden solle von sich selbst und den Dingen. Dass sie, die ja vieles verlassen haben, loslassen lernen. Sogar die großen Ziele: Heilig zu sein, Gott zu erkennen. Dass sie, wie wir es hörten, den Tempel ihrer Seele leer machen könnten, von allem, was der Mensch muss, ersehnt und braucht – denn Gott weiß ja, was wir alle wirklich brauchen – und was nicht.

Eckart der Universitätsgelehrte, der die Seelen seiner ungelehrten aber genau hinhörenden Hörerinnen in den Glanz Gottes hinein bilden möchte – des ungesprochenen Wortes.

Was Gelassenheit sei? Er hätte es auch nennen können: „verkaufe alles, was du hast und folge mir nach“, trenn dich von dem, was dich bedrückt, mach dich frei von Bindungen, die dich hindern, zu finden, was du mit deinem Leben suchst. Für Deine Seele und Gott brauchst du so wenige Dinge.

Ja, von diesem Mann hat unsere Sprache das gute Wort Gelassenheit gelernt. Ich schweige davon, dass auch er wie manche seiner Hörer in die Mühlen des Glaubensverdachtens geriet und dass man auch Sätze fand, die man mit etwas bösem Willen als Irrlehre verurteilen konnte – er teilt es mit so vielen.

Eckart, Meister und Magister – ein freier Mann.

Gemeinde: eg 393

(4) Man muss wie Pilger wandern, frei, los und wahrlich leer;

Viel sammeln, halten, handeln macht unsern Gang nur schwer.

Wer will, der trag sich tot; wir reisen abgeschieden, mit wenigem zufrieden;

wir brauchen's nur zur Not, wir brauchen's nur zur Not

Und jetzt lassen Sie uns schauen, wie es sich mit der Gelassenheit heute leben mag in unserer Welt, in unserer Sprache.

Mit drei Klicks sind Sie in der ersten Runde dabei:

Google: 3 von ca. 1.777.000

Leichtigkeit steigert Ihre Produktivität: Sie bringt Sie überhaupt erst in die Verfassung, um die anstehenden Aufgaben zu bewältigen. Sie macht Ihren Kopf und Blick frei für das, was Ihnen an Wegen und Lösungen offensteht.

Gelassenheit bringt Unterstützung: Wer mit verbissener Miene und apokalyptischen Gesängen durch die Gänge zieht, der macht sich keine Freunde. Wer Zuversicht und Offensivgeist ausstrahlt, dem reichen andere die Hand. *Leichtigkeit und Gelassenheit sind die Basis Ihrer Lebensqualität:* Ohne Leichtigkeit keine Lebensfreude. Ohne Gelassenheit keine Genussfähigkeit. Also – ein Programm für mehr Unbeschwertheit ist auch ein Programm für mehr Lebensqualität. Lassen Sie nicht jeden und jedes an sich heran (Ein Programm für Lebenskunst).

Wollen Sie es vielleicht auf christlich – evangelikal hören?:

Tag der Gelassenheit in Ulm Samstag, 28. März 2009. Einmalig! Über 30 Referenten zu Themen rund um Ziele und Lebensbalance

- Investieren Sie einen Tag in Ihre persönliche Entwicklung.
- Treffen Sie Menschen mit ähnlichen Interessen.
- Diskutieren Sie mit Experten.
- Wählen Sie individuell aus ca. 30 Workshops aus.
- Besuchen Sie einen umfangreichen Ausstellermarkt.
- Erleben Sie Weltbestseller-Autor Werner Tiki Küstenmacher.

Alles an einem einzigen Tag!

Gelassenheit.org:

- Beratung - Training – Coaching.
- Das eigene Leben aktiv gestalten.
- Effektiver arbeiten und Spass dabei haben.
- Entscheidungen treffen.
- Stress bewältigen und vermeiden.
- In Gelassenheit das Leben genießen.

Dieses sind keineswegs die krassesten Ergebnisse meiner Google-Suche. Und keine ist böse oder schlimm gemeint. Und auch wenn ich gar kein kultur- oder sprachkritisches Interesse hier verfolgen will, Schiller hätte es gehört, wo das Problem sitzt:

„...Spricht die Seele, so spricht – ach – schon die Seele nicht mehr.“
Sie hören es vielleicht auch ----- ?

„Dâz der Mensch ledig werde sines selbs und aller Dinge“, das jedenfalls verbindet sich heute nicht so leicht mit Gelassenheit. Schlimm daran ist nicht, dass Gelassenheit ein Ausdruck für alles Mögliche geworden ist.

Schlimm aber dies: Aus der Freiheit, um derentwillen wir nach Gelassenheit fragen, ist das übliche Rennen um Erfolg, Macht und Güter geworden. Steig ein in das Rattenrennen um Wettbewerbsvorteile. Gelassenheit macht Gewinner, und schon sind wir auf der falschen Straße. Es ist Schlaueit von der Art, wie sie von David dem Hirtenjungen erzählt wird, der nach dem Anprobieren der mächtigen Rüstung des Königs Saul diese schleunigst auszieht. Er kehrt zu den einfachen Dingen zurück. Gelassen nimmt er seine Schleuder und wählt fünf glatte Steine, um seinen Gegner Goliath um so sicherer zu töten. Auch hier, eine Gelassenheit der Sieger.

Ich möchte neben all das ein Stück Sprache stellen, das Reiner Kunze gesprochen hat. Von Gelassenheit wird da gesprochen, ohne dies Wort noch zu gebrauchen:

*Zuflucht, noch hinter der zuflucht.
Hier tritt ungebeten nur der wind durchs tor.
Hier ruft nur gott an.
Unzählige leitungen läßt er legen
Vom himmel zur erde
Vom dach des leeren kuhstalls
aufs dach des leeren schafstalls
schrillt aus hölzerner rinne
der regenstrahl.
Was machst du? fragt gott.
Herr, sag ich, es
regnet, was
soll man tun.
Und seine antwort wächst
grün durch alle fenster.*

Es ist einem schwierigen Mann in schwieriger Zeit gewidmet, Peter Huchel. Und mir zeigt es, dass Gelassenheit vielleicht nicht auf die Siegerstraße, aber auch nicht auf das hoffnungslose „Was soll man tun“ - Ruhebänkchen führt.

Was gäb ich, was gäben Sie für ein Wachsen ‚grün durch alle Fenster‘ für unsere Seelen. Unter dem Regen Gottes.

Gemeinde: eg 393

(2) Es soll uns nicht gereuen der schmale Pilgerpfad;

Wir kennen ja den Treuen, der uns gerufen hat.

Kommt, folgt und trauet dem; Ein jeder sein Gesichte mit ganzer Wendung richte fest nach Jerusalem, fest nach Jerusalem.

Jesus sprach zu einem Menschen, von dem er wohl Grund hatte zu glauben, dass er gefangen war in einen Gütern und Dingen und im Erfolg. Es wird ausdrücklich berichtet, dass Jesus ihn lieb gewann. Möglicherweise sagte er ihm deshalb: Verkaufe alles, was Du hast und gib's den Armen. Du aber folge mir nach.

Er verriet ihm das Geheimnis der Gelassenheit – kein Patentrezept für jeden; und führt zugleich auf einen schmalen Weg. Nicht auf die Siegerstraße – oder?

In dem Predigttext von heute aus dem 12. Kapitel des Römerbriefes findet sich dazu ein seltsamer Satz, der uns bis heute beschäftigen sollte. Es ist die entschiedenste Aufforderung zur Gelassenheit, die ich kenne, und ist gleichzeitig eine Ermächtigung zur grenzenlosen Freiheit. *Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege du das Böse mit Gutem.* Wie können wir dem Wort nachgehen?

Es haben schon mehr Menschen gesehen, „wie anstrengend es ist“, böse zu sein, aber ist angesichts des Bösen und des Abgrundes an Gemeinheit, den wir öffentlich wie privat so oft vor Augen gestellt bekommen, nicht eher auch mal ein prophetischer Zorn angesagt, der die Adern schwellen lässt? Jeder von uns kennt das. Und nicht einmal nur das Böse lässt uns gelegentlich böse werden. Auch die langweilige Trostlosigkeit mancher Tage.

Vielleicht könnten der Magister Eckart und Paulus gemeinsam uns weiter bringen. Wir werden den Kampf gegen das Böse nicht als Sieger beenden, leider haben die Unrecht und wenig Selbsterkenntnis, die das hoffen. Aber wir werden uns auch nicht hängen lassen, sondern eine Gelassenheit suchen, die sich hinein bildet und einlässt in den Glanz Gottes und in Seine Gelassenheit.

Ich selbst würde es deshalb gerne mit einer List versuchen. Glauben wir nicht an das Böse. Glauben wir bösen Menschen ihre Bosheit nicht. Täglich nicht. Alltäglich nicht.

Nehmen wir Gottes Vorsatz in unseren Umgang mit Menschen auf, der niemanden als Bösen geschaffen hat. Denn er sah ja einst, dass es gut war.

Was mag das heißen, dass Paulus nicht sagt: Besiege das Böse mit noch mehr Macht und Kraft, sondern sagt, was er sagt und meint, was er sagt?

Welche Verwirrung, wenn böse gewordene Menschen entdeckten, dass da mehr, ungeheuer viel mehr Güte in Gottes Welt ist, als sie je besiegen können. Solch eine Hoffnung, solch ein Glaube wäre der Sieg – nein sagen wir nun, wäre Gottes Gelassenheit, die die Welt überwindet. Ein unaussprechlicher Glanz in unserem Glauben.

Gott lassen, was er uns geschehen lässt. Lieben lernen, wen er uns begegnen lässt. Darüber wäre noch viel zu denken.

Amen

Die Münsterschen Stadtpredigten 2008 wurden am 1., 8. und 15. Juni 2008 in der Apostelkirche gehalten. Die Gottesdienste wurden getragen von der Ev. Apostel-Kirchengemeinde und dem Ev. Forum Münster e.V.

Prof. Günter Böhm

Pfarrerin Ulrike Krüger
Pfarrer Heinrich Kandzi

Redaktion: Eberhard Schmidt

Auflage: 400 Exemplare

Evangelisches Forum Münster und Apostel-Kirchengemeinde Münster danken für die Kollekten zugunsten des gemeinsamen Projektes einer Sozialstation der ev. Gemeinde in Lublin, Polen, für die ganze Stadt Lublin. Sie erbrachten zusammen 767,30 Euro.